

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 47 (1942-1943)
Heft: 20

Artikel: Unsere Aufgabe heute und morgen [Teil 2]
Autor: Schmid, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-314634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich, Telephon 4 54 43

Expedition und Inseratenannahme: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Telephon 2 77 33

Jahresabonnement: Fr. 5.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. Juli 1943 Heft 20 47. Jahrgang

Unsere Aufgabe heute und morgen

Von Dr. M. Schmid, Seminardirektor, Chur¹

(Schluß)

Ehrfurcht ist die Voraussetzung aller rechten Gemeinschaft. Gemeinschaft ist das Wesen unserer Eidgenossenschaft, ist das Wesen des Bundes. Und so muß alle Erziehung Gemeinschaft wollen. Und damit komme ich zum zweiten Teil meiner Rede. Unsere Schule von heute und morgen muß Gemeinschaftsschule sein, oder sagen wir lieber und bescheidener Kameradschaftsschule. Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß ich mit Klassen, in denen sozusagen von selbst Kameradschaft wuchs, rascher innere Verbindung hatte, und Sie alle haben es ja erfahren, daß die schwierigen Kinder die sind, die sich nicht oder schwer einordnen können. Es sind meist gemütschwache Kinder, die sich schwer erwärmen (außer für sich selbst) und schwer begeistern, und deren Wille keine Flügel hat. In der Gemeinschaft entsteht das gesunde, starke Lebensgefühl.

Ist aber unsere Forderung nach Kameradschaftsschule nicht weitgehend erfüllt? Haben wir nicht weite, freie Schulhäuser — Pro Juventute et patriae steht über der Türe — lichterfüllte Lehrzimmer, bequeme Tischen und Stühle, die rasch gestellt werden können für die Gruppenarbeit, für die Märchenerzählung und das fröhliche Schultheater? Ist nicht das Verhältnis von Lehrer und Schüler ein Vertrauensverhältnis ohne Stecken und Schelte? Wie freundlich redet der Herr Lehrer mit dem Schüler oder der Schülerin in der Pause, die Asche vom Schweizerstumpfen klöpfelnd! Und daneben die Lehrerin « süß und milde, als blickte Vollmond drein ». Sind wir nicht sanft in den Strafen, verständnisvoll und fortschrittlich in aller Schulgesetzgebung? Und dann die Ausflüge voll Kameradschaftsgeist, die Ferienkolonien, die Schulfeste! Wo fehlt's denn?

Es fehlt zunächst an der Einstellung des Volkes zu seiner Volksschule. Es verlangt von ihr alles; es bindet ihr auf, was noch sein Teil wäre. Die Schule soll erlauben, was die Eltern den Kindern erlaubt haben wollen, sie soll verbieten, was die Eltern zu verbieten nicht die Kraft haben. Sie soll disziplinieren und einrenken, was die Eltern verlottern lassen. Sie soll fromme Kinder machen, brave, gescheite! Als ich noch jung war, da fragte man das ungezogene Kind auf der Straße: « Wem ghörsch? » Jetzt heißt es: « Zu wem gohscht in d'Schuol? » Pünktlichkeit, Sauberkeit, Beherrschtheit in Tat und Rede, Geduld, warum bringt die Schule sie nicht her, klagen die Eltern, um so lauter, je schwächer sie sind. Dann soll die Schule nicht nur alle alles lehren, wie es Comenius versprach; sie soll alle vorwärtsbringen. Bildung ist (wie Geld) Macht. Statt Adelstitel — Bil-

¹ Rede, gehalten in Bern, an der Feier des 50jährigen Bestandes des Schweizerischen Lehrerinnenvereins. (Einige Stellen, die hier im Druck vorliegen, wurden beim Vortragen mit Rücksicht auf die Zeit gekürzt.)

dingstitel! Das Kind muß alle Stufen hinauf, Begabung hin oder her, Sekundarschule, Mittelschule, ja Hochschule, inneres Bildungsbedürfnis gleichgültig! Darum der Zudrang zu den Mittelschulen! Auch in die Mädchen ist ja dieser Zug gekommen. Wissenschaft als eine Art Vermögensausweis! Was sagen die Weisen aller Zeiten zu solchen « Gebildeten »?

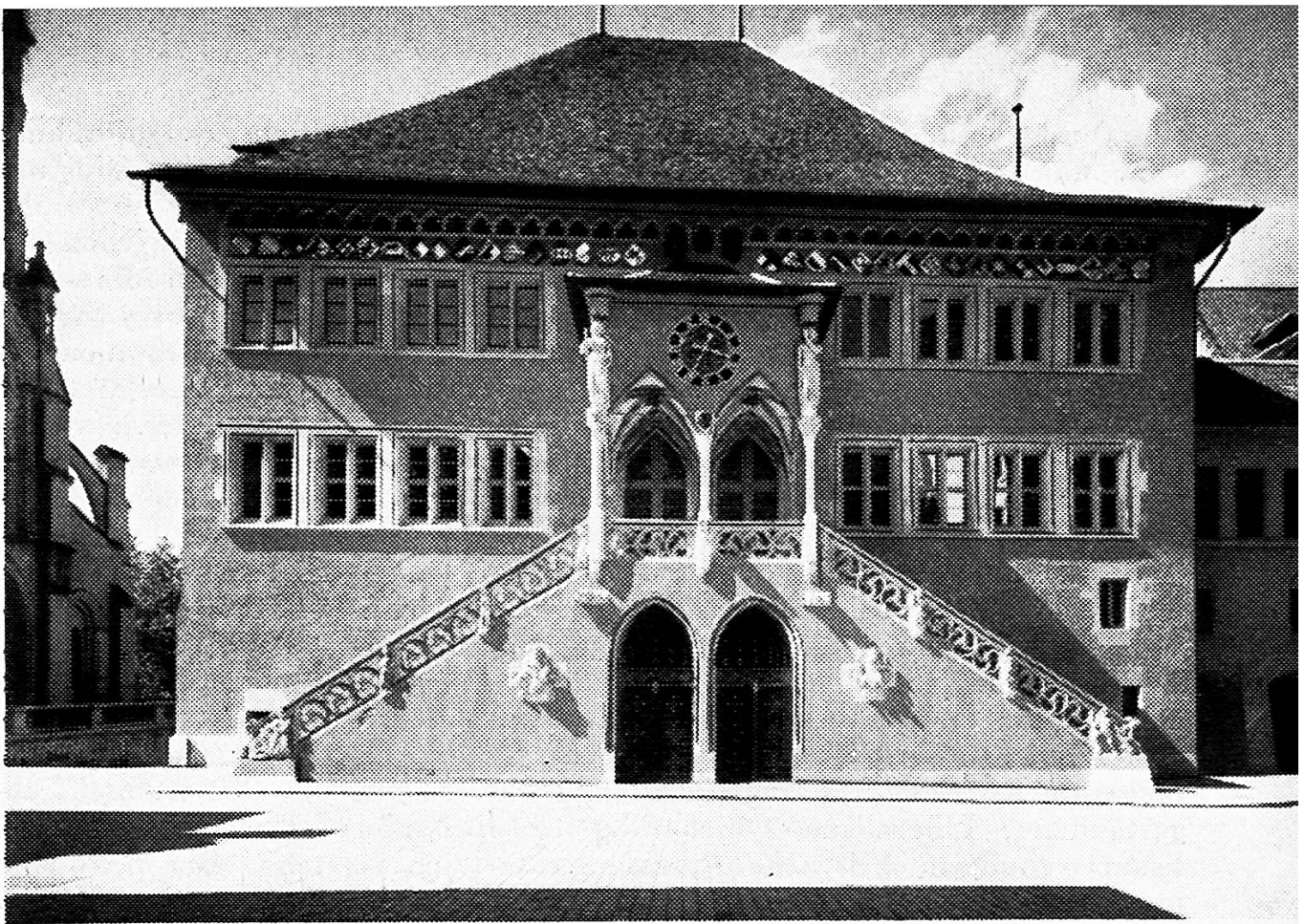
Folge des Zudranges zu den Mittel- und Hochschulen ist die Notwendigkeit, auszusieben, wie man so schön sagt, oder durchzukämmen. Darum immer größere Anforderungen an Stoffumfang auf allen Wissensgebieten. Darum immer strengere Prüfungen, manchmal ganz ausschließlich Prüfungen des Gedächtnisses, des treuen Gedächtnisses. Darum der Zeugnisrummel.

Das alles hat der Volksschule Stille, Beschaulichkeit und manchmal auch die Fröhlichkeit genommen und hat sie gelegentlich in einen Wettlauf getrieben, wo sie's dann gelegentlich listig wie der Swinegel in der Fabel machen muß: « Ich bin schon da! » Sie hat sich's dann aber wirklich auch sauer werden lassen mit Verbesserung der Methode in allen Unterrichtsgebieten, mit wissenschaftlichem Unterbauen, mit Diskussionen und Aussprachen. Wer wollte das leugnen?

Aber das war meines Erachtens die zweite nicht immer ganz heilsame Folge der Überschätzung der Schule. Sie wurde eine selbständige Macht. Hundert Jahre Schweizer Volksschule entwickelten einen Lehrerstand, der sicher nicht die Achtung des Volkes, aber zum Teil seine Mitarbeit verloren hat. Der Unterricht ist eine Sache des Lehrers; Väter und Mütter glauben davon nichts verstehen zu können. Es gibt Mütter, die es, enttäuscht oder voll Zweifel und Unglauben, ablehnen, mit dem Lehrer zu reden, weil sie nichts verstehen oder gar, weil es das Kind entgelten müsse. Während die Medizin sich popularisiert hat, hat sich die Pädagogik verwissenschaftlicht und ebenso die Didaktik. Der Lehrerstand hat seine Fachschriften; welcher Vater, welche Mutter liest sie? Die wenigen Elternzeitschriften aber verfolgt der Lehrer seinerseits nicht. Vielleicht sagen Sie, das sei selbstverständlich; wer außer dem Lehrer könne sich um solche Fachfragen kümmern? Gemach! Ist die Methode nicht bloß Routine, sondern « Handreichung » zu natürlicher Entwicklung für ein allgemeingültiges Ziel, ist sie nicht bloß Gezänk um Spitz oder Bogen, sondern Entbindung des Geistes, « Hebammenkunst », mit Sokrates zu reden, dann kann sie weiteres Interesse beanspruchen. Wir wissen aus der Zeit Pestalozzis, wie sich Laien (um das dumme Wort doch zu brauchen) weitherum im Lande um die « Methode » des seltsamen Mannes vom Neuhof mühten.

Darum geht es! Interessiert auf den Dörfern draußen die Eltern nicht nur für einen Schulhausbau oder eine Turnanlage, sondern für die kleine Schularbeit: Warum wir mit der Schere schneiden? Warum wir die Hefte illustrieren? Wie wir heute rechnen lehren! usw. Wendet euch nicht nur bei Teuerungszulagen an das Volk, sondern führt es in die Schulzimmer, mitten in die Arbeit. In den Städten müßten Schulvereine wirken mit Berichtsorganen, Elternzeitungen; auch aufgebaute Radioprogramme müßten regelmäßig von der Volksschule berichten.

Schafft dem Volke recht viel Mitspracherecht, besonders den Frauen, weil sie ja im Hintergrund die Männer führen, nicht nur in der « Vehfreude » und in « Seldwyla », sondern auch in — Städten. Verliert das Volk das Interesse, dann wird die Volksschule eines Tages zerfallen. Was in der



Berner Rathaus, in dessen Grofratssaal der Schweizerische Lehrerinnenverein am 27. Juni als erster Frauenverband tagte

Demokratie nicht auf den Willen des Volkes gestellt ist, das verdorrt früher oder später. Darum ist der gute Föderalismus in allen Fragen der Kultur so bedeutsam.

Auf dem Gebiete der Mittelschule erfahren wir heute einen starken Aufschwung der Gesinnungsschule und Privatschule. Das kann der Staatsschule heilsam sein, wenn sie sich nicht auf ihre Macht stützt, sondern ihre innerste Aufgabe erkennt, dem Volke zu dienen, Pflanzstätte der Jugend und damit einer bessern Zukunft zu sein.

Wäre es nicht schade, wenn sich die Volksschule eines Tages auflöste, ist sie doch ein Abbild des vielgestaltigen Staates, eine Mannigfaltigkeit in der Einheit und eine wichtige Vorbereitung für diesen Staat. Da sitzt der Sohn des Reichen neben dem Armen, die Begabte neben der Unbegabten, der Bub des Gemeindepräsidenten neben dem des Pächters, das Mädchen des Sozialisten neben dem des Konservativen; sie rechnen nicht nur im selben Zahlenraum, sie singen auch das gleiche Lied. Sie lesen aus dem gleichen Geschichtsbuch und wandern im gleichen Schritt und Tritt über Land. Und müssen lernen, aufeinander Rücksicht zu nehmen, dem Schwachen zu helfen, auf den Unbegabten zu warten.

Zu dieser staatlichen Volksschule möchte ich mich bekennen und Lehrern, Lehrerinnen, Vätern und vor allem den Müttern sagen: « Schafft Vertrauen zur Schule, Liebe zur Schule, wenn das nicht zuviel verlangt ist. Zwar ist sie eine menschliche Einrichtung mit allen Fehlern, die dem Menschenwerk anhaften. Sorgt dafür, daß nicht nur der Alltag und seine geschäftstüchtige Routine, nicht nur Stoffballast und ehrgeiziges Streben ihr vorschweben, sondern Sonntägliches und Ewiges. Laßt sie eine Vorstufe,

eine fensterhelle Vorhalle des tätigen, verantwortungsvollen, reichen Lebens sein. Man spricht von der „Schule des Lebens“. Schöner Glanz fällt von diesem Namen auf die Schule. »

Max Huber hat irgendwo gesagt, wenn die verlangte Totalrevision der Bundesverfassung das « in nomine Domini » wegrevidiere, dann könnte es geschehen, daß die Schweizer den tiefern Sinn und das Wesen ihres Staates aus dem Bewußtsein verlören, und dann könnte es geschehen, daß auch das Wesen dieses Staates und damit auch sein Bestand ins Wanken geriete. Wir unterschreiben das Wort für Wort. Vielleicht aber bedeutete auch der Zerfall der Volksschule einen Zerfall unseres Staatswesens. Sei uns Lehrern und Lehrerinnen darum unsere Volksschule eine Gewissenssache, ein Dienstaufgebot !

Die Volksschule! Die Schule des Volkes! Damit komme ich zum dritten und letzten Ring meiner Betrachtung. Was ist denn Volk ? Es ist kein geheimnisvolles Wesen, kein abstrakter Begriff über den Wirklichkeiten, nicht auf den Nebel gemalt. Es ist die Summe der Volksglieder. Eine Summe entsteht nicht durch Addition von Nullen, sondern von Werten. Die Einzelnen machen den Wert des Volkes aus. Unser Anliegen ist also das Kind, nicht die Kindheit, die Jugendlichen, nicht die Jugend. Das ist nicht abgestandener Liberalismus, nicht das ego ipsissimus extremen Individualismus', sondern christliche Aufgabe, soviel ich verstehe. Der Schwache und Schwächste hat seinen Platz wie der Starke und Stärkste. Dem Volke hilft man, indem man jeden Einzelnen dahin bringt, daß er sich helfen kann. So will Pestalozzi dem Volke aufhelfen.

Wie soll der Jugendliche sein, wenn er ins Leben tritt ?

Im Denken klar,
schlicht und wahr im Wort,
im Fühlen warm und aufgetan,
selbständig in all seinem Handeln.

« Rechtwinklig an Leib und Seele », sagt der Einsiedler von Sils-Maria; gemütstief, hilfsbereit und mütterlich würde ich für die Jugendliche hinzufügen.

Das klingt für Lehrer und Lehrerinnen höchst selbstverständlich, braucht aber unser ganzes Tun und Lassen.

Haben wir heute Klarheit im Denken, im Zeitalter der Masse und der Anonymität ? Ist die Sprache nicht voll Phrase, Schludrigkeit, verbraucht wie alte Münzen, langweilig wie schlechte Klischees ? Ein Jammer für jeden, dem die Erzählung zu Herzen ging, die anhebt : Im Anfang war das Wort ! Haben wir warmfühlende, aufgetane Menschen, Menschen, die begeisterungsfähig sind, mit starkem Lebensgefühl und Menschen, die selbständig handeln ? Wir haben sie; aber wie oft geschieht der Einsatz für Belangloses, ist psychopathisch, überreizt, ungesund !

Arbeit genug ! So wollen wir sie denn gewissenhaft tun. Zunächst : Laßt uns den jungen Menschen nicht an einem Stoffplan messen, an einem gedruckten Formular überprüfen. Gehen wir vom Leben aus und seinen Forderungen. Lebensnähe sei das Schild unserer Arbeitsstätte. Also suchen wir die Eigenart des Zöglings zu erfassen, seine Eignung, seine besonderen Fähigkeiten, suchen zu ergründen, wozu er berufen ist. Nicht, was er nicht kann, ist festzustellen, sondern was er kann.

Beruf hängt mit berufen zusammen, und so gibt es denn nicht bessere

und schlechtere, höhere und niedere Berufe. Wo eines möglichst Ganzes leistet, da ist sein Beruf. Klären wir recht früh die Berufsideale, wenn sie im Jugendlichen auftauchen, korrigieren wir den Standesdünkel und sorgen wir an unserm bescheidenen Platz, daß die Schweizer nicht ein ausgesprochenes Bürovolk werden. In die « geistigen Berufe » aber nur, wer des Geistes ist !

Wie gemütswarm, entzückend heiter ist doch etwa die Darstellung der alten Handwerke früherer Zeiten; wie fröhlich und reich muten uns die alten Rollenlieder an ! Das lacht und jubelt, wenn die Winzer oder Küfer singen, das dröhnt, wenn der Schmiedehammer klingt, steigt ins Ergreifende, wenn der Leineweber sein Handwerk preist, weil in seinem schneeweißen Tüchlein der Herr auf dem Leidenswege sein Antlitz gekühlt. Ein neuer Berufsstolz, Berufsadel muß wieder erstehen, wenn auch die Berufe heute vielfach anders sind.

Freilich, eines muß gesagt werden. Es gehört zu den Schwächen unserer Zeit, zu glauben, ein Knabe oder ein Mädchen wolle und müsse gerade diesen oder jenen Beruf ergreifen; er liege ihm seit früher Jugend im Sinn, sonst werden und bleiben sie unglücklich. Das ist meines Erachtens und nach meiner persönlichen Erfahrung Unsinn. Ordentliche Begabung, starker Wille und die Fähigkeit, sich einzuordnen, und es geht auch auf andern Wegen !

Wer seinen Beruf hat und ihn mit Freude ausübt, der steht fest im Leben, weitet Erfahrung und Können jeden Tag und bildet sich im besten Sinne des Wortes. Er bekommt sein Eigengepräge, bekommt Charakter, um es mit dem Fremdwort zu sagen, wird Persönlichkeit, wenn es der Zeitgeist gestattet.

Er will Gemeinschaft, braucht, schafft Gemeinschaft, stellt sich in den Bund, schweizerisch zu reden, und weiß um die Eingangsworte der Verfassung. Gemeinschaft und Persönlichkeit gehören zusammen wie Masse und absolutes, bedingungsloses Führertum.

Und hier, da wir nun soweit gekommen sind, läutet wieder das Wort herauf, das wir herzlich begrüßen mitten im Brausen und Donnern der Zeit: *Humanität*.

Sie ist ja die Bestimmung des Menschen und der Menschheit, die Aufgabe, die alle Gutgesinnten aller Zeiten uns vor Augen führen, die orphische Musik und das prophetische Bild.

Sie ist der Herzschlag unseres Bundes. Oder was wäre es, was Gesetz und Ordnung aufrichtet, Spannungen von Konfessionen, Rassen und Sprachen zum Zusammenklang löst, Freiheit, Sicherheit und Wohl des Einzelnen fördert, wenn nicht Menschlichkeit, Humanität ? Sie hat in harter Kriegszeit den Sempacherbrief mit zitternder Schrift geschrieben, ganz gegen alle kriegstaktische Überlegung, daß Frauen und Hilflose geschützt, Kapellen und Klöster geweiht und gebannt sein sollten, da durch eine Frau das Heil in die Welt gekommen. Sie hat damit der schweizerischen Kriegsgeschichte ein so tief religiöses und warm menschliches Gesetz gegeben, daß es den lieblichen Namen « Marienbrief » trägt. Die Humanität hat Dunants Herz in Glut gebracht, und er opferte Gesundheit, Ruhe und Reichtum, das Los Kriegsverwundeter zu lindern. Sie ist auch heute das Signum aller Wohltaten für Kinder, Flüchtlinge und Verfolgte aller Art, ist das kleine, bescheidene Leuchtfeuer, das in Kriegs Nächte hinausleuchtet.

Es ist die Humanität, die aus den schönsten Worten Pestalozzis spricht.

« Das zu erzielende Resultat der Gemeinbildung unserer Kräfte ist die Menschlichkeit selber, das ist die Erhebung unserer Natur aus der sinnlichen Selbstsucht unseres tierischen Daseins zu dem Umfang der Segnungen, zu denen die Menschheit sich durch die harmonische Bildung des Herzens, des Geistes und der Kunst zu erheben vermag. » So heißt es in « Lienhard und Gertrud », und so meint es das vielzitierte : « Laßt uns wieder Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können. »

Und Humanität, im schönsten Sinne des Wortes, ist ja auch das Bemühen Fellenbergs und Girards. Was Großmächte nicht dürfen, ohne zu vergewaltigen, das dürfen und sollen wir : unsere Individualität ausprägen, damit das Antlitz menschlich göltiger Wesenheit zum Ausdruck komme, und das Baumodell, um Kellers Wort zu brauchen, für die staatlichen Gefüge aufgerichtet werde.

Und hier wird schweizerische Erziehung zur christlichen Erziehung. Denn sie, die Humanität, adelt den Menschen, sein Wesen und Werk, sein Wort und seine Kunst, das soziale Gefüge und alle Politik. Sie macht den Barbaren zum Menschen.

Sie ist die Aufgabe, heute und morgen und solange es Menschen gibt.

Jüngst kam mir ein Roman in die Hände aus dem Oprecht-Verlag : « Jan auf der weißen Insel ». Der Roman fesselt weniger durch die Kraft der Gestaltung als durch die Tiefe der Gesinnung. Mitten im Weltbrand ist es gelungen, durch die unermüdlichen Anstrengungen eines Philanthropen, gefährdete Jugend auf die neutrale, weiße Insel im weiten Meer zu bringen. Hier lebt sie glücklich, aber getrennt in nationale Lager, bis schließlich Liebe und Opferbereitschaft sie zusammenführt. Zum guten Ende wird auf großer Jacht im Meer ein Verbrüderungsfest gefeiert.

Und nun will ich Ihnen sagen, daß der Verfasser kein Schweizer ist, sondern Olaf Henrikson heißt und in den Norden oder doch ins Ausland gehört, und muß Ihnen sagen, wie der Roman schließt :

« Und Herr Tom sah, wie von dem Mast herab zur Reling an einer Leine alle Farben wehten, kleine Flaggen und Fahnen aller Länder der Erde, rot und grün und blau und weiß und schwarz, mit Zeichen und Wappen aller Art.

Über allen aber wehte in leuchtenden, roten und weißen Farben oben an der Spitze des Mastes die eine, große Fahne stolz im Wind, und sie trug das Zeichen des Kreuzes.

Und so rauschte und brauste sein Schiff der Jugend durch die Wogen, entgegen dem Land ohne Feindschaft und ohne Haß und Mord, entgegen der weißen Insel ! »

Ich denke, wir verletzen die Neutralität nicht, wenn wir zur heutigen Feier dem Schiff der Jugend hoffend und sonntäglich bewegt nachwinken. Der Glaube an einen Port, wo der Friede aufgeht und dem Propheten sein leuchtend Recht gesprochen wird, gehört ja auch zum schweizerischen Erzieher.

Er wird die Wachsamkeit, die uns zur Stunde Gebot ist, nicht herabmindern.

NB. Separatabzüge dieses Vortrages (30 Rp. plus Versand- und Portospesen) können bei der Redaktion bestellt werden. Es ist unsere Pflicht, solches Gedankengut weiter zu verbreiten.